Einleitung

Als der Zweite Weltkrieg 1945 zu Ende ging, war Frankreich Sieger und Besiegter zugleich¹: Sieger aufgrund seiner formalen Mitgliedschaft in der »Anti-Hitler-Koalition«, Besiegter ebenso, weil nur qua Gnadenerweis der eigentlichen Gewinner des Krieges, USA, Sowjetunion und Großbritannien, kooptiert. Zudem war das Land nicht nur materiell und politisch, sondern auch kulturell und moralisch geschwächt durch die eigene rasche Niederlage im Sommer 1940 sowie die anschließende deutsche Besatzung und die Kollaboration des Vichy-Regimes. Das erklärte auch die erbitterte und verbitterte Kritik des ersten französischen Regierungschefs nach der Libération, General Charles de Gaulle, an den Beschlüssen des Treffens der »Großen Drei« in Jalta im Februar 1945²: Er zieh die ungeliebten Angelsachsen, mit Rücksicht auf Stalin »die Staaten Mitteleuropas und des Balkans [...] gezwungen [zu haben], Satelliten der Sowjetunion zu werden«³. Gleichzeitig betonte er den Zusammenhang zwischen dem Ausschuß Frankreichs von der Krimkonferenz und dem neuen Riß durch Europa.

Dieser Jalta-Mythos vom angeblichen Verrat der Amerikaner und Briten an Europa und ihrem vermeintlichen Schacher mit Stalin entwickelte sich zum »dauerhaftesten, weitestverbreiteten, tiefstverankerten Mythos des politischen Lebens in Frankreich«⁴. Gleichwohl war er ebenso ungerecht wie selbstgerecht: Ungerecht war der Vorwurf einer westlichen Preisgabe der ostmittel- und südosteuropäischen Staaten, selbstgerecht die Annahme, eine französische Verhandlungsdelegation hätte am letztlich unvermeidlichen Ausgang der Konferenz irgend etwas ändern können. Allerdings war de Gaulles Wertung der Ergebnisse von Jalta insofern zutreffend, als sie hellsichtig reflektierte, daß sich schon 1945 vor allem in Europa zwei Blöcke konstituierten, die nur

¹ Andreas HILLGRUBER, Der 2. Weltkrieg. Kriegsziele und Strategien der großen Mächte, Stuttgart ²1983; S. 156–169; Wilfried LOTH, Geschichte Frankreichs im 20. Jahrhundert, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1987, S. 121–138; René RÉMOND, Frankreich im 20. Jahrhundert. 1. Teil: 1918–1958, Stuttgart 1994, S. 382–423; Maurice VAISSE, Les relations internationales depuis 1945, Paris ⁴1995, S. 7–46; Georges-Henri SOUTOU, La guerre des Cinquante Ans. Les relations Est-Ouest 1943–1990, Paris 2001, S. 19–49; Jost DÜLFFER, Europa im Ost-West-Konflikt 1945–1991, München 2004, S. 7–17.

² Andreas HILLGRUBER, »Jalta« und die Spaltung Europas, in: DERS., Die Zerstörung Europas. Beiträge zur Weltkriegsepoche 1914 bis 1945, Frankfurt a. M., Berlin 1988, S. 335–370; Jean LALOY, Wie Stalin Europa spaltete. Die Wahrheit über Jalta, Wien, Darmstadt 1990; Jost DÜLFFER, Jalta, 4. Februar 1945. Der Zweite Weltkrieg und die Entstehung der bipolaren Welt, München 1998; Reiner MARCOWITZ, Yalta, the Myth of the Division of the World, in: Cyril BUFFET, Beatrice HEUSER (Hg.), Haunted by History. Myths in International Relations. Providence, Oxford 1998, S. 80–91; DERS., »One world« oder Bipolarismus? Der Jalta-Mythos und seine Folgen, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 51/2 (1999), S. 115–128.

³ Charles DE GAULLE, Mémoires 1942–46. Die Einheit – Der Ruf, Düsseldorf 1961, S. 489.

⁴ Alfred GROSSER, Das Bündnis. Die westeuropäischen Länder und die USA seit dem Krieg, München 1982, S. 67.

noch wenig miteinander verband. Tatsächlich setzte bereits damals eine Entwicklung ein hin zu zwei Integrationsräumen von gänzlich unterschiedlicher Qualität und Weltanschauung: Im Westen ein neuartiges amerikanisch geführtes »Empire by Invitation« (Geir Lundestad), das auf der freiwilligen Orientierung der kleineren Partner an der attraktiven Vormacht USA sowie auf der Überzeugungskraft der bald offensichtlichen kulturellen, ökonomischen und politischen Vorteile dieses Systems beruhte. Im Osten hingegen eine klassische sowjetische Hegemonie, die auf massiver militärischer Kontrolle, politischen Pressionen und wirtschaftlicher Abhängigkeit beruhte. Und dieser neue Bipolarismus blieb nicht nur auf den politischen, ökonomischen und militärischen Bereich beschränkt, sondern erfaßte auch Gesellschaft, Kultur und Mentalität der betroffenen Länder.

Hier ist nicht der Anlaß zu erörtern, inwiefern sich Ostmittel- und Osteuropa sowie die außereuropäischen Vorposten der Sowjetunion sowjetisiert oder veröstlicht haben – eine Frage, auf die aus vielerlei Gründen eine eindeutige Antwort kaum möglich ist⁵. Unzweifelhaft aber hat es in der westlichen Hemisphäre eine immer stärkere Homogenisierung und Konvergenz gegeben. Diese Tatsache an und für sich ist heute auch kaum noch umstritten, wohl aber ihre genaue Umschreibung und ihre wissenschaftliche Erforschung. Momentan konkurrieren drei Konzepte um die Deutungshoheit: »Amerikanisierung/Westernisierung«, »Europäisierung« und »Globalisierung« sind seit einiger Zeit die bevorzugten Interpretationsansätze zur Erforschung eines ideellen und materiellen Transfers sowie kultureller, politischer und sozioökonomischer Wandlungs- und Angleichungsprozesse im europäischen, transatlantischen und sogar globalen Rahmen insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg.

Der Begriff der »Amerikanisierung« war bereits in der Zwischenkriegszeit geläufig und bezeichnete schon damals die unübersehbaren Tendenzen zur Übernahme von Elementen amerikanischen Gesellschaftslebens, Wirtschaftsgebarens sowie amerikanischer Populärkultur in größeren Teilen West- und Mitteleuropas⁶. Dieser Trend zur

⁵ Konrad JARAUSCH, Hannes SIEGRIST (Hg.), *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970*, Frankfurt a. M. 1997.

⁶ Philipp GASSERT, *Amerikanismus, Antiamerikanismus, Amerikanisierung*. Neue Literatur zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des amerikanischen Einflusses in Deutschland und Europa, in: *Archiv zur Sozialgeschichte* 39 (1999), S. 531–561, hier S. 532. Zu den amerikanisch-europäischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit Charles S. MAIER, *Between Taylorism and Technocracy: European ideologies and the Visions of industrial productivity in the 1920s*, in: *Journal of Contemporary History* 5 (1970) 2, S. 27–61; Martin P. LEFFLER, *The Elusive Quest. America's Pursuit of European Stability and French Security, 1919–1933*, Chapel Hill 1979; Frank COSTIGLIOLA, *Awkward Domination. American Political, Economic, and Cultural Relations with Europe, 1919–1933*, Ithaca u. a. 1984; René GIRAULT, Robert FRANK (Hg.), *Turbulente Europe et nouveaux mondes 1914–1941*, Paris 1988; Erhard FORNDRAN, *Die Vereinigten Staaten von Amerika und Europa. Erfahrungen und Perspektiven transatlantischer Beziehungen seit dem Ersten Weltkrieg*, Baden-Baden 1991; Robert W. RYDELL, Rob KROES (Hg.), *Buffalo Bill in Bologna. The Americanization of the World, 1869–1922*, Chicago 2005 und Angelika LINKE, Jakob TANNER (Hg.), *Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa*, Köln u. a. 2006. Zu den deutsch-amerikanischen und amerikanisch-französischen Beziehungen in dieser Zeit vgl. zusätzlich Werner LINK, *Die amerikanische Stablisierungspolitik in Deutschland 1921–1932*, Düsseldorf 1970; Peter KRÜGER, *Die Außenpo-*

Orientierung an amerikanischen Vorbildern potenzierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der unübersehbaren machtpolitischen und wirtschaftlichen Präsenz der USA in Westeuropa sowie wegen ihres starken ideologischen Einflusses. Das führte dazu, daß sich insbesondere die jüngere Generation immer mehr amerikanischen Moden, Musik- sowie Lebensstilen öffnete und andauernde Vorbehalte von Älteren sowie Vertretern politischer Gruppierungen am rechten Rand des Parteienspektrums sich auf einen letztlich machtlosen Kulturdünkel oder sogar schlichte Resignation beschränkten. Diese Entwicklung ging so weit, daß selbst die Achtundsechziger in der Bundesrepublik sich in ihrem amerikakritischen Vietnam-Protest noch an amerikanischen Idealen und Vorbildern orientierten. Das erlaubt den nur vordergründig paradoxen Befund, daß 1968 für eine Entwicklung »mit Amerika gegen Amerika« (Philipp Gassert) bzw. eine »anti-amerikanische Verwestlichung« (Christian Schwaabe) steht.

Allerdings wird durchaus kritisch gefragt, inwieweit der Begriff »Amerikanisierung« diesen komplexen Prozeß zutreffend erfaßt. Drei Einwände können erhoben werden: Erstens ist er nicht frei von negativen Konnotationen. Hierin drückten sich nämlich bereits frühzeitig – eben schon in der Zwischenkriegszeit – jene Antipathien und Ängste gegenüber dem *American way of life*, seiner vermeintlichen Kulturlosigkeit und Oberflächlichkeit, aus, die es parallel zur Ausrichtung an amerikanischen Vorbil-

litik der Republik von Weimar, Darmstadt 1985; Manfred BERG, Gustav Stresemann und die Vereinigten Staaten von Amerika. Weltwirtschaftliche Verflechtung und Revisionspolitik 1907–1929, Baden-Baden 1990; Alf LÜDTKE, Inge MARSSOLEK, Adelheid VON SALDERN, Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, in: DIES. (Hg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996, S. 7–33; Anselm DOERING-MANTEUFFEL, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999, S. 20–34; Detlef JUNKER, Einleitung: Politik, Sicherheit, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft: Dimensionen transatlantischer Beziehungen, in: DERS. (Hg.), Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945–1990. Ein Handbuch, Bd. 1 (1945–1968), Stuttgart, München ²2001, S. 17–56 und Egbert KLAUTKE, Unbegrenzte Möglichkeiten. »Amerikanisierung« in Deutschland und Frankreich (1900–1933), Stuttgart 2003. Für den Zeitraum nach 1945 vgl. mit Blick auf Westeuropa insgesamt Richard PELLs, Not like us. How Europeans have loved, hated, and transformed American culture since World War II, New York 1997; Heide FEHRENBACH, Uta G. POIGER (Hg.), *Transactions, Transgressions, Transformations. American Culture in Western Europe and Japan*, New York, Oxford 2000; Dominik GEPPERT (Hg.), *The Postwar Challenge. Cultural, Social, and Political Change in Western Europe, 1945–58*, Oxford 2003 sowie Axel SCHILDT, Detlef SIEGFRIED (Hg.), *Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960–1980*, Oxford 2006 und mit einem besonderen Schwerpunkt auf Westdeutschland DOERING-MANTEUFFEL, *Wie westlich sind die Deutschen?*, S. 11f. sowie Axel SCHILDT, *Vom politischen Programm zur Populärkultur: Amerikanisierung in Westdeutschland*, in: JUNKER (Hg.), *USA und Deutschland*, Bd. 1: 1945–1968, S. 955–965 bzw. im Hinblick auf Frankreich Richard KUISEL, *Seducing the French. The Dilemma of Americanization*, Berkeley, Los Angeles, London 1993; Fabrice D'ALMEIDA, *L'américanisation de la propagande en Europe de l'Ouest (1945–2003)*, in: *Vingtième Siècle* 80/2003, S. 5–14 und Dietmar HÜSER, *Kultur – Transfer – Vergleich. Zur Amerikanisierung in Frankreich und Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: Hélène MIARD-DELACROIX, Rainer HUDEMANN (Hg.): *Wandel und Integration. Deutsch-französische Annäherungen der fünfziger Jahre/Mutations et intégration. Les rapprochements franco-allemands dans les années cinquante*, München 2005, S. 397–417. Zum Amerikanisierungskonzept vgl. auch den Beitrag von Eckart CONZE in diesem Band.

dem auch immer gegeben hat⁷. Das europäisch-amerikanische Verhältnis war eben das ganze 20. Jahrhundert hindurch janusköpflich: einerseits das verführerische Antlitz eines attraktiven Fortschrittsmodells, andererseits die abstoßende Fratze eines vermeintlich ideell und kulturell unterlegenen Systems. Damit aber scheint es zumindest bedenkenswert, ob sich der Ausdruck »Amerikanisierung«, der eben nie nur wertneutrale Beschreibung, sondern immer auch ein ideologischer Kampfbegriff war und bis heute geblieben ist, tatsächlich als eine wissenschaftliche Kategorie eignet. Zweitens muß festgestellt werden, daß jede positive Amerika-Rezeption – auch jene in Deutschland – nie eine simple »Amerikanisierung« bedeutete, sondern immer »einem Germanisierungs- (Eindeutschungs-) bzw. Europäisierungsprozeß der Amerikanismen« gleichkam⁸. Die Akkulturation war und ist ein Prozeß aktiver Verarbeitung und nicht einfach passiver Übernahme, wie sie der Ausdruck »Amerikanisierung« aber suggeriert. Drittens sollte bedacht werden, daß »Amerikanisierung« und allgemeine westliche »Modernisierung« analytisch schwer zu trennen sind. Daher hat die einschlägige Forschung in den letzten Jahren ergänzend den Begriff der »Westernisierung« eingeführt.

Die »Westernisierung«-Forschung faßt – so einer ihrer prononcierten Vertreter –, »den Ideenverkehr zwischen Europa und Nordamerika ins Auge, der sich seit dem 18./19. Jahrhundert als ein zirkulierender Austausch etabliert hat«⁹. Ihr Vorteil liegt vor allem in der Tatsache, daß Kulturtransfer nicht als Einbahnstraße verstanden wird, sondern als ein durchaus wechselseitiger Prozeß. Tatsächlich überwog noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Einfluß politischer, sozioökonomischer und kultureller Ordnungsvorstellungen aus Europa, während nach dem Zweiten Weltkrieg dann die umgekehrte Entwicklung vorherrschte, die schließlich zur Ausbildung eines gemeinsamen transatlantischen Wertesystems geführt hat, wobei auch hier von einer Amalgamierung autochthoner nationaler und allochthoner amerikanischer Elemente auszugehen ist.

⁷ Zur Herausbildung antiamerikanischer Ressentiments in Europa vgl. Rob KROES, Maarten VAN ROSSEM (Hg.), *Anti-Americanism in Europe*, Amsterdam 1986; Denis LACORNE, Jacques RUPNIK, Marie-France TOINET (Hg.), *The Rise and Fall of Anti-Americanism. A Century of French Perception*, New York 1990; Christian SCHWAABE, *Antiamerikanismus. Wandlungen eines Feindbildes*, München 2003; Joachim SCHOLTYSECK, *Anti-Amerikanismus in der deutschen Geschichte*, in: *Historisch-Politische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft* 10 (2003), S. 23–42 und Jan C. BEHREND, Árpád VON KLIMÓ, Patrice G. POUTROS (Hg.), *Antiamerikanismus im 20. Jahrhundert. Studien zu Ost- und Westeuropa*, Bonn 2005.

⁸ GASSERT, *Amerikanismus* (wie Anm. 6), S. 532.

⁹ DOERING-MANTEUFFEL, *Wie westlich sind die Deutschen?* (wie Anm. 6), S. 12; DERS., *Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der sechziger Jahre*, in: Karl-Christian LAMMERS, Axel SCHILDT, Detlef SIEGFRIED (Hg.), *Dynamische Zeiten. Soziale Kultur und politische Ideen in den beiden deutschen Staaten*, Hamburg 2000, S. 311–341. Kritik an diesem Ansatz übt Philipp GASSERT, *Die Bundesrepublik Deutschland und der Westen. Zu Verwestlichung, Demokratisierung und einigen komparatistischen Defiziten der zeithistorischen Forschung*, in: Jörg BABEROWSKI, Eckart CONZE, Philipp GASSERT, Martin SABROW, *Geschichte ist immer Gegenwart. Vier Thesen zur Zeitgeschichte*, München 2001, S. 67–89. Zum Westernisierungs-Konzept vgl. auch den Beitrag von Eckart CONZE in diesem Band.

Unzweifelhaft hat sich diese Forschungsrichtung in den letzten Jahren als ein äußerst produktiver Ansatz zur Untersuchung der gesellschaftlichen Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er und 1960er Jahren erwiesen. Dennoch weist auch sie Defizite auf: Erstens ist sie nicht vor der Gefahr einer neuen Meistererzählung von »Deutschlands langem Weg nach Westen« gefeit, welche zumindest die westdeutsche Geschichte ähnlich eindimensional – nur dieses Mal eben positiv – darstellt, wie einst das Interpretament vom vermeintlichen »deutschen Sonderweg« die gesamte deutsche Geschichte negativ stilisierte¹⁰. Zweitens unterschlägt der Globalbegriff der »westernization« übersehbare nationale Variationen des westlichen Wegs, die allein schon mit Blick auf den unterschiedlichen Stellenwert von Nation und Staat in den verschiedenen Ländern Europas auffallen. Vielmehr wird der Begriff des »Westens« zumindest in der Forschungspraxis auf die USA reduziert, so daß sich die einschlägigen Untersuchungen zur »Verwestlichung« bisher auch auf das amerikanisch-westdeutsche Verhältnis konzentrieren¹¹. Noch ist die Frage unbeantwortet, inwiefern dieser Ansatz tatsächlich auch für komparatistische Studien genutzt werden kann: Sind nach 1945 auch Länder wie Frankreich oder Großbritannien, die sich traditionell dem »Westen« zurechnen, ja sich geradezu als Wiege seiner Werte verstehen, »verwestlicht« worden? Drittens wird bisher weitgehend ausgeblendet, inwieweit Europa und ein entsprechendes Bewußtsein als Bezugspunkte im Prozeß der *westernization* eine eigenständige Rolle gespielt haben – sei es vermittelnd, vielleicht sogar verstärkend oder doch eher bremsend.

Dieses Desiderat ist durchaus auch in der Geschichtswissenschaft erkannt worden – allerdings nur sektoral begrenzt: zunächst von der Sozialgeschichte, die schon seit Ende der 1980er Jahre spezifische sozioökonomische Angleichungsprozesse in Westeuropa thematisiert hat¹², in den letzten Jahren dann zusätzlich in Form einer wiederbelebten Ideengeschichte sowie neuerer kultur- und mentalitätsgeschichtlicher Ansätze, deren Vertreter vor allem nach der Entstehung einer gemeinsamen europäischen

¹⁰ Heinrich August WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*. 2 Bde., Bd. 1: Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, München 2000; Bd. 2: Deutsche Geschichte vom »Dritten Reich« bis zur Wiedervereinigung, München 2000. Vgl. Anselm DOERING-MANTEUFFEL, *Eine politische Nationalgeschichte für die Berliner Republik. Überlegungen zu Heinrich August Winklers »Der lange Weg nach Westen«*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 446–462.

¹¹ Michael HOCHGESCHWENDER, *Freiheit in der Offensive? Der Kongreß für kulturelle Freiheit und die Deutschen*, München 1998; Gudrun KRUIP, *Das »Welt«-»Bild« des Axel-Springer-Verlags. Journalismus zwischen westlichen Werten und deutschen Denktraditionen*, München 1999; Thomas SAUER, *Westorientierung im deutschen Protestantismus? Vorstellungen und Tätigkeit des Kronberger Kreises*, München 1999; Julia ANGSTER, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie. Die Westernisierung von SPD und DGB*, München 2003.

¹² Hartmut KAEUBLE, *Auf dem Weg zur europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980*, München 1987; DERS., *Nachbarn am Rhein. Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft seit 1880*, München 1991 und DERS., *Auf dem Weg zur europäischen Konsumgesellschaft. Charakteristika in Frankreich und Deutschland im Vergleich*, in: MIARD-DELACROIX, HUDEMANN (Hg.), *Wandel (wie Anm. 6)*, S. 193–200.

Erfahrung und Identität im zivilgesellschaftlichen Bereich fragen¹³. Der entsprechende Zugriff müßte weiter verstärkt werden und Politik, Wirtschaft, Kultur sowie Gesellschaft gleichermaßen erfassen. Gleichzeitig sollte der Begriff der »Europäisierung« weit umfassender als bisher zur Analyse herangezogen werden. Er ist einerseits zumindest in unserem Zusammenhang ein aus der Retrospektive gewonnenes analytisches Konstrukt, das sich in den zeitgenössischen Quellen nicht findet, denn seine ältere Bedeutung zielte gerade auf die Adaption europäischer zivilisatorischer Standards in den außereuropäischen Kolonien seit dem 19. Jahrhundert¹⁴. Andererseits haben wir interessanterweise bereits in den 1950er Jahren durchaus so etwas wie einen »Europäisierungs«-Diskurs *avant la lettre*: Der Klassiker der politikwissenschaftlichen Integrationsforschung Ernst B. Haas unterstellte nämlich schon 1958 in seiner Pionierstudie »The Uniting of Europe« einen »europäischen« Lernprozeß der an der Integration beteiligten Eliten; mit ihm begründete er seine Hoffnung auf einen integrationspolitischen *spill-over*¹⁵. Andere – auch Praktiker wie der erste Präsident der Europäischen Kommission, Walter Hallstein, – sind ihm damals hierin gefolgt¹⁶. So vorschnell sich dieses funktionalistische Kalkül erwiesen hat, so bedenkenswert scheint auch heute noch seine Prämisse: Die europäische Integration ist keine simple Abfolge punktueller politischer Entscheidungen, sondern ein qualitativer Prozeß, der zur Transformation von Ökonomie und Politik ebenso wie von Gesellschaften und von individuellen wie kollektiven Mentalitäten führt.

»Europäisierung« als analytischer Begriff meint daher die Orientierung hin nach Europa als einem geographischen wie ideellen Raum ebenso wie die Herausbildung europäischer Konvergenzen. Dabei wäre jeweils im konkreten Fall zu prüfen, was »Europa« genau bedeutet: das supranational organisierte Europa der EWG, EG bzw. EU – also lange Zeit bestenfalls ein Klein-Europa –, ein imaginiertes »ideales« Europa oder ein transnationales »gelebtes« Europa; ebenso wäre zu untersuchen, ob etwaige Adap-

¹³ Einen ersten Einblick in diese Richtung boten Rainer HUDEMANN, Hartmut KAEUBLE, Klaus SCHWABE (Hg.), *Europa im Blick der Historiker*, München 1995. Wichtige Teilergebnisse liefern Hartmut KAEUBLE, *Europäer und Europa. Die Entstehung des europäischen Selbstverständnisses im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M., New York 2001; DERS., Martin KIRSCH, Alexander SCHMIDT-GERNIG (Hg.), *Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M., New York 2002; Manfred HILDERMEIER, Jürgen KOCKA, Christoph CONRAD (Hg.), *Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West. Begriff, Geschichte, Chancen*, Frankfurt a. M., New York 2000. Einen wichtigen Beitrag im Hinblick auf den Stellenwert Europas in der deutschen Ideengeschichte des 20. Jahrhundert leistet Vanessa CONZE, *Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstratung und Westorientierung*, München 2005, wobei sie die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund ihres weiten Untersuchungszeitraums – 1920 bis 1970 – allerdings notgedrungen nicht umfassend behandeln kann und sich überdies auf die Binnenstruktur einschlägiger westdeutscher Organisationen und Zusammenschlüsse – »Abendland-Bewegung« und »Europa-Union Deutschland e.V.« –, nicht aber auf deren Wirkungsgeschichte und damit die Rezeption des Europagedankens in breiten Bevölkerungsschichten konzentriert.

¹⁴ Vgl. den Beitrag von Robert FRANK im vorliegenden Band.

¹⁵ Ernst B. HAAS, *The Uniting of Europe*, London 1958.

¹⁶ Lise RYE, Walter Hallstein and the promotion of European Union, in: *Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft* 18 (2005), S. 187–198.

tionen bewußt oder unbewußt stattfanden und stattfinden. Hierbei kann dem Historiker ein Blick über die eigenen Fachgrenzen nutzen. Andere Disziplinen – vor allem die Politik-, die Rechts- und die Wirtschaftswissenschaft sowie die Soziologie – beschäftigen sich schon seit Jahren mit »Europäisierungs«- bzw. »EUisierungs«-Prozessen¹⁷. Darunter verstehen ihre Vertreter – bei allen Unterschieden in der jeweiligen Fragestellung und verwendeten Methode – die Wechselwirkungen zwischen den nationalen Mitgliedstaaten und der supranationalen EU-Ebene. Ergänzend zu diesen stärker gegenwartsorientierten und generalisierenden Arbeiten bliebe für die Geschichtswissenschaft die notwendige Aufgabe, solche Veränderungen zu historisieren, d.h. ihre historisch gewachsene Prozeßhaftigkeit zu verdeutlichen.

Hierzu hat Max Weber mit seiner Untersuchung der Wechselbeziehung von »Interessen« und »Ideen« bereits vor vielen Jahrzehnten methodisches Rüstzeug zur Verfügung gestellt: »Interessen (materielle und ideelle), nicht: Ideen, beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber: die »Weltbilder«, welche durch »Ideen« geschaffen werden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte«¹⁸. Angewendet auf den Prozeß der europäischen Einigung bedeutet das: Die Entscheidung für den neuen Weg der supranationalen Einigung Westeuropas resultierte zunächst aus dem jeweiligem nationalen Interesse der beteiligten Staaten, das deren altes Weltbild reflektierte – auf der Seite der nichtdeutschen Partner, insbesondere Frankreichs, das vorrangige Interesse an der Sicherheit vor Deutschland, seitens der Bundesrepublik vor allem der Wunsch nach Wiedererlangung der Souveränität. Doch die erfolgreiche Zusammenarbeit in den folgenden Jahren und Jahrzehnten veränderte diese Sichtweisen sukzessive, indem die Angst vor Deutschland nach und nach abgebaut wurde, sich aber auch das Ideal nationaler Unabhängigkeit stark relativierte. Gleichzeitig avancierte die Erhaltung der neuen westeuropäischen Institutionen immer mehr zum gemeinsamen vitalen Interesse der beteiligten Nationalstaaten. Dem widerspricht auch das Scheitern von Europäischer Verteidigungsgemeinschaft und Europäischer Politischer Gemeinschaft 1954 nicht – beide Projekte waren ihrer Zeit einfach zu weit voraus.

¹⁷ Maurizio BACH (Hg.): Die Europäisierung nationaler Gesellschaften, Opladen 2000; Wolfgang WESSELS, Politikwissenschaftliche Beiträge zur Integrationswissenschaft. Vielfalt und Einklang, in: Wilfried LOTH, Wolfgang WESSELS (Hg.), Theorien europäischer Integration, Opladen 2001, S. 19–34; Tanja A. Börzel, Thomas RISSE, Europäisierung und die Transformation der Nationalstaaten, in: Volker H. SCHNEIDER (Hg.), Entgrenzte Märkte – grenzenlose Bürokratie, Frankfurt a. M. 2002, S. 86–108; Rainer EISING, Europäisierung und Integration. Konzepte in der EU-Forschung, in: Markus JACHTENFUCHS/Beate KOHLER-KOCH (Hg.), Europäische Integration, Opladen 2003, S. 387–416; Karin AUER, Europäisierung nationaler Politik, in: Hans-Jürgen BIELING, Marika LERCH (Hg.), Theorien europäischer Integration, Wiesbaden 2005, S. 293–318. Zum entsprechenden politikwissenschaftlichen Konzept vgl. auch den Beitrag von Tanja A. BOERZEL, Diana PANKE in diesem Band.

¹⁸ Max WEBER, Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, in: DERS., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen 1988, S. 252. Vgl. hierzu M. Rainer LEPSIUS, Interessen und Ideen. Die Zurechnungsproblematik bei Max Weber, in: DERS., Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen 1990, S. 31–43.

»Europäisierung« fand aber auch noch in einem ganz anderen, viel umfassenderen Sinne statt: Die Gründung von Europäischer Gemeinschaft für Kohle und Stahl, Europäischer Atomgemeinschaft und Europäischer Wirtschaftsgemeinschaft in den 1950er Jahren bildete den Beginn eines jahrzehntelangen Prozesses zunehmender sozio-kultureller und sozioökonomischer Verflechtung der westeuropäischen Länder – Verflechtungen durch Kapital- und Warenströme, durch Migration, in den Konsumstilen und Moden ebenso wie in Kunst und Wissenschaft. Man rückte einander näher und glich sich einander an wie niemals zuvor in der Geschichte unseres Kontinents, materiell und ideell, und beschritt auf diese Weise geradezu einen »European Way [of Life]«¹⁹. Insofern haben sich alle Länder in Westeuropa in den letzten Jahrzehnten durchaus »europäisiert« – in ihrer operativen Politik, wo jede Regierung gleich welcher politischer Couleur notfalls auch schmerzliche Kompromisse einging, um die europäische Einigung nicht zu gefährden, aber eben auch im Hinblick auf eine Angleichung von Lebensstilen, Sozialstrukturen und Wertvorstellungen.

Hinzu kam, daß erstmals in der Geschichte europäischer Einigungsversuche politische Initiative und gesellschaftliche Unterstützung in eins fielen: Die operative Einigung zumindest Westeuropas stieß lange Zeit auf eine hohe Akzeptanz in den Gesellschaften der beteiligten Länder. Das fällt einem mit Blick auf Deutschland besonders ins Auge: Westbindung und Einbindung in den Westen wurden zur neuen Staatsräson der Bundesrepublik, wobei »Westen« eben auch, und für etliche aufgrund ihres durchaus ambivalenten Nordamerikabildes sogar vor allem, (West-)Europa bedeutete²⁰. Nun mag man diese Feststellung unter Bezug auf den besonderen Status minus der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg leichter Hand abtun. Doch interessanterweise können wir Ähnliches ja auch in anderen Ländern der Gemeinschaft beobachten, selbst im klassischen Nationalstaat Frankreich: 1950 wurde der französische Planungskommissar Jean Monnet wegen seines Vorschlags einer »Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl« dort beschuldigt, im Dienste der Amerikaner zu stehen, und der damalige französische Außenminister Robert Schuman mußte sich als »Boche« beschimpfen lassen, weil er sich diesen Vorschlag zu eigen machte. Heute ruht Monnet im Panthéon, und eine französische Initiative betreibt die Seligsprechung Schumans²¹.

¹⁹ Hartmut Kaelble, *The European Way. European Societies in the 19th and 20th Centuries*, New York 2002. Vgl. DERS., *Weg* (wie Anm. 12) und DERS., *Nachbarn* (wie Anm. 12).

²⁰ Vgl. Vanessa Conze, *Europa* (wie Anm. 13), S. 111–206, 291–384 sowie Reiner Marcowitz, *Im Spannungsverhältnis von Amerikanisierung, Europäisierung und Westernisierung. Die Zäsur der 1960er und 1970er Jahre für die transatlantische Europadebatte*, in: Chantal Metzger, Hartmut Kaelble (Hg.), *Deutschland – Frankreich – Nordamerika: Transfers, Imaginationen, Beziehungen*, Stuttgart 2006, S. 98–123.

²¹ Vgl. Elsa Guichaua, *Jean Monnet entre mémoire, célébration et histoire*, in: Gérard Bossuat, Andreas Wilkens (Hg.), *Jean Monnet, l'Europe et les chemins de la paix*, Paris 1999, S. 435–440; Heinz-Joachim Fischer, *Politische Heilige – selige Politiker*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 19.5.2004; Ulrich Lappenküper, *Adenauer, Schuman und die deutsch-französische Verständigung 1948–1963. Ideelle Visionen und kalkulierte Interessen*, in: *Historisches Jahrbuch* 125 (2005), S. 301–326, hier S. 325f.

Das kann man belächeln und als ahistorische Mythenbildung kritisieren, aber es spiegelt doch tiefgreifende habituelle und kognitive Veränderungen in der französischen Gesellschaft, wie es sie in ähnlicher oder anderer Form auch bei den übrigen Beteiligten der europäischen Integration gegeben hat. Gleichzeitig belegt es, wie wichtig bei der »Europäisierung« – aber letztlich auch bei den übrigen hier behandelten Transnationalisierungsprozessen – die Berücksichtigung der Interdependenz von inneren und äußeren Faktoren sowie des Zusammenspiels unterschiedlicher gesellschaftlicher und staatlicher Akteure ist. Vor allem »Amerikanisierung«, »Westernisierung« und »Europäisierung« konnten nur deshalb so erfolgreich sein, weil sie nach dem Zweiten Weltkrieg an eine durchaus lange positive Tradition anknüpften, hinter der die auch immer schon vorhandenen negativen Konnotationen sukzessive zurücktraten, weil die weltpolitischen Rahmenbedingungen transnationale Verflechtung geradezu erzwangen, nationale Politiker diesen Trend aufnahmen, den aber auch von Beginn an zumindest eine starke Minderheit in den beteiligten Ländern begrüßte, die dann mit dem Erfolg dieses Prozesses zunehmend zur Majorität wurde. Insofern ist es auch schwer, wenn nicht sogar unmöglich, zu entscheiden, was bei dieser Entwicklung den Ausschlag gab: der internationale Rahmen, nationale Politik oder einzelne nationale Politiker und gesellschaftliche Gruppen bzw. ein günstiges gesellschaftliches Klima. Letztlich verstärkte das eine das andere und umgekehrt, so daß es hier keinen Primat gibt. Deshalb wäre gerade im Hinblick auf die mittlerweile besonders spezialisierte – eben deshalb aber auch zersplitterte – Forschung zur Einigung Europas eine »integrierte Europageschichte« notwendig, die anders als bisher Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft nicht als getrennt zu untersuchende Bereiche, sondern in ihrer Interdependenz erfaßt²².

Damit soll keineswegs einer europäischen, geschweige denn integrationspolitischen Teleologie das Wort geredet werden. Ebenso dürfen bestimmte Homogenisierungstendenzen nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch die Orientierung an »Europa« – wie jene an den USA oder dem »Westen«, ja selbst der »Welt« – national unterschiedlich stattfindet und damit Teil einer nach wie vor bestehenden nationalen Identität ist, die bestenfalls »hybride« Züge – und diese in spezifischer nationaler Mischung – aufweist. Daß es aber auch auf europäischer Ebene zu Transformationen gekommen ist, die nicht in »Amerikanisierungs«-, »Westernisierungs«- oder »Globalisierungs«-Prozessen auf-

²² Hilfreiche Schneisen in dieses disparate Forschungsfeld schlagen Wilfried LOTH, Beiträge der Geschichtswissenschaft zur Deutung der Europäischen Integration, in: DERS., Wolfgang WESSELS (Hg.), Theorien europäischer Integration, Opladen 2001 (Grundlagen für Europa, 7), S. 87–106; Jost DÜLFER, Europäische Zeitgeschichte – Narrative und historiographische Perspektiven, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 1 (2004) 1, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Dülffer-1-2004>, DERS., Europa (wie Anm. 1), S. 149–160, 174–183; Wolfram KAISER, Vom Staat zur Gesellschaft? Zur Historiographie der europäischen Integration, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 55 (2004), S. 663–679 und Mareike KÖNIG, Matthias SCHULZ, Die Bundesrepublik Deutschland und die europäische Einigung: Trends und Kontroversen der Integrationshistoriographie, in: DIES. (Hg.), Die Bundesrepublik Deutschland und die europäische Einigung 1949–2000. Politische Akteure, gesellschaftliche Kräfte und internationale Erfahrungen, Stuttgart 2004, S. 15–36.

gehen, scheint offensichtlich und ein entsprechendes Forschungsdesign deshalb ebenso legitim wie notwendig : »Il est important de savoir comment, du fait de la construction européenne, les Français ne sont pas Français de la même manière en 2000 qu'en 1950 – sans parler des périodes antérieures –, et de même pour les Allemands, les Italiens ou les Britanniques, etc. Comprendre l'histoire de ces modifications culturelles, politiques et sociales des identités nationales, peut aider à mesurer jusqu'où va le processus déjà entamé de »familiarisation« et d'appropriation transnationale, à apprécier les dynamiques et les résistances«²³.

Im Gegensatz zu »Europäisierung«, aber selbst »Amerikanisierung« und »Westernisierung« ist »Globalisierung« geradezu ein populärer, wenn nicht sogar populistischer Begriff, der zum Passepartout einer oft kritischen Gegenwartsdiagnose geworden ist. Zudem umschreibt er auch in der Geschichtswissenschaft zumindest seit einigen Jahren ein anerkanntes Forschungsfeld, nachdem dieses zunächst nur Politik- und Sozialwissenschaftler beackerten²⁴. Ein besonderes Interesse gilt der Frage nach der Einmaligkeit der »Globalisierung« an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert bzw. der Eruierung des Phänomens *avant la lettre* bereits in vergangenen Jahrhunderten. Als eine tragfähige Definition hat sich dabei erwiesen, »Globalisierung als den Aufbau, die Verdichtung und die zunehmende Bedeutung weltweiter Vernetzung« zu verstehen²⁵. Dementsprechend besteht heute auch weitgehend ein Konsens, demzufolge es nach vorübergehenden Anläufen zur »Globalisierung« bereits in der Vormoderne und dann verstärkt seit dem Beginn der Neuzeit erst zwischen 1860 und 1914 eine »erste Welle ökonomischer Globalisierung« gegeben habe²⁶. Tatsächlich finden sich bereits in dieser Zeit die Symptome auch unserer aktuellen Wahrnehmung: weltweit integrierte Güter- und Kapitalmärkte, transkontinentale Migration und der informationstechnische Durchbruch neuer Kommunikationsmedien. Zudem erlebten bereits die damaligen Zeitgenossen diese Entwicklung bewußt und reflektierten sie, wenngleich sie sich dabei

²³ Robert FRANK, Une histoire problématique, une histoire du temps présent, in: Vingtième Siècle 71/2001, S. 79–89, hier S. 89.

²⁴ Richard TILLY, Globalisierung aus historischer Sicht und das Lernen aus der Geschichte, Köln 1999; Jürgen OSTERHAMMEL, Internationale Geschichte, Globalisierung und die Pluralität der Kulturen, in: Wilfried LOTH, Jürgen OSTERHAMMEL (Hg.), Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten, München 2000, S. 387–408; Knut BORCHARDT, Globalisierung in historischer Perspektive, München 2001 (Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 2001/2), S. 3–34; Anthony G. HOPKINS (Hg.), Globalization in World History, London 2002; Jürgen OSTERHAMMEL, Niels P. PETERSSON, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003; Hanna SCHISLER, Weltgeschichte als Geschichte der sich globalisierenden Welt, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 1–2/2005, S. 33–39; Alexander NÜTZENADEL, Globalisierung und transnationale Geschichte, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2005-02-004>. Vgl. auch den Beitrag von Niels P. PETERSSON in diesem Band.

²⁵ OSTERHAMMEL, PETERSSON, Geschichte (wie Anm. 24), S. 24.

²⁶ Cornelius TORP, Weltwirtschaft vor dem Weltkrieg. Die erste Welle ökonomischer Globalisierung vor 1914, in: Historische Zeitschrift 279 (2004), S. 561–606. Vgl. auch Peter KRÜGER, Das unberechenbare Europa. Epochen des Integrationsprozesses vom späten 18. Jahrhundert bis zur Europäischen Union, Stuttgart 2005, S. 88–102.

noch anderslautender Begriffen wie »Weltpolitik« oder »Weltwirtschaft« bedienen; hierfür spricht auch die um 1900 verbreitete »Weltreichslehre«²⁷.

Vor diesem Hintergrund erscheinen die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg vordergründig als eine Phase der »De-Globalisierung«, in der die in den Jahrzehnten zuvor geschaffenen Verbindungen im Zeichen von Autarkiebestrebungen, Nationalismus und Revanchismus wieder zerbrochen. Allerdings weist die Zwischenkriegszeit trotz aller Diskontinuitäten andauernde globale Integrationsprozesse auf, wie es überhaupt in allen Phasen des Prozesses – selbst in jener des eigentlichen Durchbruchs zur »Globalisierung« während des großen Booms nach 1945 oder in der vermeintlich »totalen« Globalität unserer Gegenwart – immer auch gegenläufige Trends zu beachten gilt. Die »Globalisierung« ist ebenfalls mitnichten ein teleologischer oder zwangsläufiger Prozess: »Nicht nur Anpassung und Assimilation [...] gehören zu den Folgen der Vernetzung, sondern immer auch Abgrenzung und Fragmentierung«²⁸.

Das verbindet sie durchaus mit »Amerikanisierung« und »Europäisierung«. Ein wesentlicher Unterschied liegt indes in der Tatsache, daß der Begriff der »Globalisierung« offener ist als die zuvor erörterten: Während »Amerikanisierung« und »Europäisierung« klare geographische und inhaltliche Ausrichtungen und Einflüsse signalisieren, umschreibt »Globalisierung« weltweite Verflechtungen, Verkopplungen und Verschmelzungen – Finanztransfers, ökonomische Austauschprozesse, Migrationsbewegungen, Synchronisierung der Information, kulturelle Anpassungsprozesse. Deshalb tritt dieser Terminus keineswegs in Konkurrenz zu den anderen in diesem Band diskutierten Begriffen oder avanciert auch nicht zur neuen übergeordneten Kategorie, unter die die übrigen transnationalen Phänomene einfach subsumiert werden könnten, wie Niels P. Petersson in seinem Beitrag im vorliegenden Band betont: »Globalisierung [...] bezieht sich [...] auf die Dichte und Reichweite sozialer Beziehungen, nicht auf ihren Inhalt«²⁹. Insofern hat die »Globalisierung« zu manchen Zeiten den transatlantischen Transfer – Stichwort »Amerikanisierung«/»Westernisierung« – ebenso wie den innereuropäischen – Stichwort »Europäisierung« – erleichtert. Damit zeigt sich hier nur besonders deutlich, wie sehr diese Phänomene zusammenhängen und dementsprechend auch nicht separiert, sondern in ihrem Wechselverhältnis untersucht werden sollten, zumal sie alle ihre Berechtigung haben, gerade wenn – wie hier getan – ihre jeweiligen Deutungsgrenzen bedacht werden: »Amerikanisierung« für genuin amerikanische Einflüsse, »Westernisierung« für umfassendere Transferprozesse im transatlantischen Verhältnis, »Europäisierung« für spezifisch inner(west)europäische Konvergenzen und schließlich »Globalisierung« für weltweite Verflechtungen und Vernetzungen³⁰.

²⁷ Sönke NEITZEL, *Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus*, Paderborn 2000.

²⁸ Sebastian CONRAD, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006, S. 10.

²⁹ Vgl. den Beitrag von Niels P. PETERSSON im vorliegenden Band.

³⁰ Da die Begriffe nun eingeführt sind, wird fortan auf Anführungszeichen verzichtet.

Einen ersten Versuch in dieser Richtung stellte eine Diskussion deutscher und französischer Historiker, Kulturwissenschaftler und Politologen am 29. Mai 2006 über das Thema »Nationale Identität und transnationale Einflüsse. Amerikanisierung, Europäisierung, Globalisierung in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg/Identité nationale et influences transnationales. Américanisation, européanisation, mondialisation – le cas de la France après la Seconde Guerre mondiale« im Rahmen einer Konferenz am Deutschen Historischen Instituts Paris dar, das Fondation Robert-Schuman und Friedrich-Ebert-Stiftung dankenswerterweise finanziell unterstützten³¹. Die gewählte Konzeption sah dabei vor, Theorie und Empirie miteinander zu verbinden: Ansatz, Tragfähigkeit und Anschlußfähigkeit der relevanten Forschungskonzepte sollten ebenso diskutiert werden wie die konkreten Auswirkungen der unterschiedlichen transnationalen Einflüsse auf einzelne Sektoren der französischen Politik und Gesellschaft. Natürlich hätten diese Fallstudien auch komparatistisch angelegt werden können in Form einer »histoire croisée«³² und mit dem Ziel eines »Kultur-Transfer-Vergleich[s]«³³, doch jede Tagungsregie – und jeder Sammelband – unterliegen nun einmal Sachzwängen. Hier stand die Verknüpfung von konzeptioneller Diskussion und praktischer Analyse im Vordergrund, und diese Vorentscheidung zwang zu Auswahl und Beschränkung bei den konkreten Beispielen, aber natürlich auch im Hinblick auf den Geschichtszeitraum: Selbstverständlich lassen sich die hier untersuchten transnationalen Einflüsse bereits lange vor 1944/45 nachweisen, indes ist ebenso sicher, daß sie nach dem Zweiten Weltkrieg eine besondere Dynamik erfahren haben und Politik, Wirtschaft, Kultur sowie Gesellschaft so umfassend wie niemals zuvor veränderten. Zudem wurde die *longue durée* mancher Prozesse durchaus von den entsprechenden Spezialisten bedacht.

Daß die Wahl überhaupt auf das Frankreich nach 1945 fiel, ist natürlich auch dem Genius loci der Veranstaltung geschuldet. Allerdings läßt sich diese Entscheidung noch zusätzlich begründen: In Frankreich ist die Forschung über Amerikanisierung, Europäisierung und Globalisierung in vollem Gange und lädt deshalb geradezu ein zu einer Zwischenbilanz³⁴. Insbesondere über die spezifisch europäische Komponente des westlichen Homogenisierungsprozesses wird hier im Rahmen des Forschungsverbundes UMR 8138 »Identités, relations internationales et civilisations de l'Europe« des CNRS und der Universitäten Paris I und Paris IV unter der Leitung zunächst von René

³¹ Vgl. den Tagungsbericht in h-soz-u-kult: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1168>.

³² Michael WERNER, Bénédicte ZIMMERMANN, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 607–636.

³³ Dietmar HÜSER, Kultur-Transfer-Vergleich, in: MIARD-DELACROIX, HUDEMANN (Hg.), Wandel (wie Anm. 6), S. 397–417. Vgl. auch Johannes PAULMANN, Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift 267 (1998), S. 649–685.

³⁴ Bezogen auf die 1950er Jahre leisten dies bereits MIARD-DELACROIX, HUDEMANN (Hg.), Wandel (wie Anm. 6).

Girault und mittlerweile von Robert Frank seit Ende der 1980er Jahre breit geforscht³⁵. Über dieses formale Kriterium der Nähe zu berufenen Kolleginnen und Kollegen sowie dem Objekt des wissenschaftlichen Interesses hinaus scheint Frankreich aber auch inhaltlich ein besonders lohnendes Beispiel für eine Untersuchung der konfliktreichen Beziehung zwischen nationaler Identität und transnationalen Einflüssen zu sein, wie folgende Fragen belegen mögen: Hat sich dieses Land – gleich anderen in Westeuropa – amerikanisiert, obwohl es bisweilen geradezu eine »obsession antiaméricaine« (Jean-François Revel) pflegt? Hat es sich europäisiert, oder war es nicht immer das Ziel seiner Eliten, eine *Europe à la française* zu schaffen? Und wie verhält es sich mit der Globalisierung? Einerseits hält Frankreich immer seinen Anspruch auf eine weltweite Sendung aufrecht, andererseits – vielleicht aber auch gerade deshalb – hat Attac, die Organisation der Globalisierungsgegner, hier ihre Wurzeln.

Hier sollen nur einige wenige Hinweise auf etwaige Antworten gegeben werden, um die Wahl des Themas weiter zu erläutern, ohne aber den entsprechenden empirischen Beiträgen allzu sehr vorzugreifen: Zum einen sind die besondere »mission civilisatrice« und die daraus abgeleitete »grandeur« Frankreichs eine jahrhundertealte Leitidee und spätestens seit der Französischen Revolution auch der integrale Bestandteil eines alle inneren Brüche und Umwälzungen des 19. und 20. Jahrhunderts überdauernden Selbstbewußtseins der »France éternelle« geworden. Zum anderen sah sich aber gerade dieses Land nach 1945 besonderen Herausforderungen seiner nationalen Identität gegenüber, die auch zu spezifischen Reaktionen auf die genannten transnationalen Einflüsse führten³⁶. Der bereits erwähnte internationale Status minus verschlechterte sich in den Jahren nach 1945 nämlich zunächst noch weiter durch die innenpolitische und wirtschaftliche Schwäche der IV. Republik³⁷. Dem gesellte sich die Dekolonisation hinzu, die das Land in Indochina wie in Algerien in ideell verstörende und materiell verlustreiche Niederlagen trieb³⁸. Das erzwang geradezu die Einsicht in die Notwendigkeit internationaler Kooperation und die Anpassung an transnationale Regime – im westeuropäischen ebenso wie im transatlantischen Rahmen.

Dementsprechend signalisierten die Meinungsumfragen der 1950er Jahre im Hinblick auf die USA auch eine überwiegend positive Einstellung, und in punkto Konsum, Moden und vielleicht sogar Lebensstilen setzte damals sicherlich eine bis heute andau-

³⁵ René GIRAULT (Hg.), *Les Europe des Européens*, Paris 1993; DERS. (Hg.), *Identité et conscience européennes au XX^e siècle*, Paris 1994; Robert FRANK (Hg.), *Les identités européennes au XX^e siècle: Diversités, convergences et solidarités*. Programme international de recherche, Paris 1998.

³⁶ LOTH, *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 125–165; RÉMOND, *Frankreich* (wie Anm. 1), Erster Teil: 1918–1958, S. 424–609.

³⁷ Philip WILLIAMS, *La vie politique sous la 4^e République*, Paris 1971. Vgl. Thomas RAITHEL, *Die Praxis des parlamentarischen Systems in der frühen Bundesrepublik und in der Vierten Französischen Republik*, in: MIARD-DELACROIX, HUDEMANN (Hg.), *Wandel* (wie Anm. 6), S. 309–322.

³⁸ Charles-Robert AGERON, *La décolonisation française*, Paris 1991. Vgl. Jean-Paul Cahn, *Décolonisation française et relations franco-allemandes 1954–1963*, in: MIARD-DELACROIX, HUDEMANN (Hg.), *Wandel* (wie Anm. 6), S. 139–156.

ernde Amerikanisierung Frankreichs ein³⁹. Allerdings blieb die westliche Vormacht zumindest für die französischen Eliten letztlich ein ungeliebtes Vorbild: Wenn pointiert worden ist, die Amerikaner seien für die meisten Westdeutschen sehr bald schon nach dem Zweiten Weltkrieg »freundliche Feinde« (Heinrich Oberreuter/Jürgen Weber) geworden, so gilt für Frankreich, zumindest für sehr viele Angehörige seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Führungsschichten, daß der amerikanische Hegemon eher ein »feindlicher Freund« war. Das ist sicher auch eine Erklärung dafür, warum die Idee eines geeinten Westeuropas seit der zweiten Hälfte der 1940er Jahre auf deutliche Zustimmung in der französischen Bevölkerung und in allen politischen Lagern des Landes mit Ausnahme des PCF stieß⁴⁰. Allerdings ließ sich eine Mehrheit der Franzosen dabei wohl von jener Maxime leiten, die der damalige Außenminister Georges Bidault im März 1953 formulierte: »Faire l'Europe sans défaire la France«⁴¹. Zudem weisen die entsprechenden Meinungsumfragen immer und verstärkt ab Mitte der 1950er Jahre einen konstant hohen Wert an Unentschlossenen auf – Beleg für eine zunehmende Entfremdung zwischen einer durchaus integrationswilligen, ja anfänglich zumindest partiell europaenthusiastischen Öffentlichkeit und einer von Beginn an technokratischen Integration, die von einem relativ hermetischen Kreis von Beamten, Politikern und Wirtschaftsfachleuten konzipiert und realisiert wurde.

Mit Beginn der Ära de Gaulle spitzten sich ab 1958 die bereits bestehenden latenten amerikanisch-französischen Gegensätze noch einmal dramatisch zu und wurden bezeichnenderweise nun auf dem Feld der europäischen Einigung ausgetragen. Dies geschah in Form zweier unterschiedlicher »Eurovisionen« (Ute Frevert): hier der amerikanisch dominierte »Grand design« John F. Kennedys, dort die stärker auf Selbst-

³⁹ RÉMOND, Frankreich (wie Anm. 1), Erster Teil: 1918–1958, S. 623–625; Pierre MILZA, Anti-Américanisme, in: Jean-François SIRINELLI (Hg.), Dictionnaire historique de la vie politique française au XX^e siècle, Paris 1995, S. 29–33; KUISEL, French, S.15–130; Dietmar HÜSER, Struktur- und Kulturgeschichte französischer Außen- und Deutschlandpolitik im Jahre 1945. Für eine methodenbewusste Geschichte der internationalen Beziehungen, in: Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 16 (2003), S. 155–170; Alfred GROSSER, Frankreich und seine Außenpolitik. 1944 bis heute, München 1986, S. 27–176; DERS., Bündnis, S. 20–30, S. 43–51, S. 111–116 und S. 185–218; HÜSER, »Rock around the clock«. Überlegungen zu amerikanischer Populärkultur in der französischen und westdeutschen Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre, in: Chantal METZGER, Hartmut KAEUBLE (Hg.), Deutschland – Frankreich – Nordamerika: Transfers, Imaginationen, Beziehungen, Stuttgart 2006, S. 189–208.

⁴⁰ Gérard BOSSUAT, Les »Europe« des Français au long du XX^e siècle, in: GIRAULT (Hg.), Europe, S. 77–95; DERS., L'Europe des Français 1943–1959. La IV^e République aux sources de l'Europe communautaire, Paris 1996; DERS., Faire l'Europe sans défaire la France. 60 ans de politique d'unité européenne des gouvernements et des présidents de la République française (1943–2003), Brüssel 2005, S. S. 30–55; Elisabeth DU RÉAU (Hg.), Europe des élites? Europe des peuples? La construction de l'espace européen 1945–1960, Paris 1998. Vgl. auch die einschlägigen Umfrageergebnisse in: Horst MÖLLER, Klaus HILDEBRAND (Hg.), Die Bundesrepublik Deutschland und Frankreich. Dokumente 1949–1963, Bd. 4: Materialien, Register, Bibliographie (Erschließungsband), bearb. von Herbert ELZER in Zusammenarbeit mit Ulrich LAPPENKÜPER und Andreas WILKENS, München 1999, S. 41–79.

⁴¹ Zit. nach BOSSUAT, Europe (wie Anm. 40), S. 91.

ständigkeit bedachte »Europe européenne« Charles de Gaulles⁴². Ungeachtet dieser politischen und implizit auch ökonomischen Kontroversen im transatlantischen Verhältnis verstärkte sich in den 1960er Jahren in Frankreich zunächst noch der Trend zur kulturellen und materiellen Ausrichtung an amerikanischen Vorbildern. Allerdings setzte sich damals auch eine andere Entwicklung des vorangegangenen Jahrzehnts fort, nämlich eine spezifische Konvergenz der Sozialstruktur zwischen den westeuropäischen Staaten, die diese signifikant unterschied von anderen Industrieländern wie den USA, Japan oder auch der Sowjetunion. Eine weitere westeuropäische Gemeinsamkeit waren dann in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts die wachsenden Vorbehalte gegenüber der politischen Kultur der USA angesichts von Rassendiskriminierung und Vietnamkrieg. Unübersehbar ist, daß nun »das Ende der langen Krise des europäischen Selbstverständnisses« – die mit dem Ersten Weltkrieg begonnen hatte – durch eine »Rückkehr des europäischen Selbstvertrauens« eingeleitet wurde⁴³. Es begann so etwas wie ein westeuropäischer Emanzipationsprozeß von den USA und die Entstehung eines selbstbewußten Westeuropas.

In den 1970er Jahren prägte das französische Amerikabild dann eine sachlichere, weniger ideologische Auseinandersetzung mit den Stärken und Schwächen der USA. Gleichzeitig wurde ein gemäßigter Gaullismus in der post-gaullistischen Phase Frankreichs durchaus stilbildend auch für andere westeuropäische Regierungen. Dazu gehörte, daß deren europapolitische Stellungnahmen nun wiederholt auf eine spezifisch europäische Identität und Wertebasis rekurrierten⁴⁴. Parallel hierzu erfuhr der bereits erwähnte Prozeß einer zunehmenden soziokulturellen und sozioökonomischen Verflechtung Westeuropas jetzt seinen eigentlichen Durchbruch. Insofern hat sich Frankreich gleich anderen Ländern in Westeuropa in den letzten Jahrzehnten wohl durchaus europäisiert – in Ökonomie und Politik, aber auch in punkto gesellschaftlicher Strukturen und kultureller Trends⁴⁵.

⁴² GROSSER: Bündnis, S. 259–269, 293–304; Frank COSTIGLIOLA, The Failed Design: Kennedy, de Gaulle, and the Struggle for Europe, in: Diplomatic History 8 (1984), S. 227–251; Eckart CONZE, Die gaullistische Herausforderung. Deutsch-französische Beziehungen in der amerikanischen Europapolitik, München 1995; DERS., Hegemonie durch Integration? Die amerikanische Europapolitik und ihre Herausforderungen durch de Gaulle, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 43 (1995), S. 297–340; MARCOWITZ, Spannungsverhältnis (wie Anm. 20), S. 107–114.

⁴³ KÄELBLE, Europäer (wie Anm. 13), S. 218–245, hier S. 240.

⁴⁴ Peter KRÜGER, Europabewußtsein in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: HUDEMANN, KÄELBLE, (Hg.), Europa (wie Anm. 13), S. 31–53, hier S. 52; Ute FREVERT, Eurovisionen. Ansichten guter Europäer im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2003, S. 159; Vlad CONSTANTINESCO, Le rôle du Conseil européen dans la formation d'une identité européenne, in: Marie-Thérèse BITSCH, Wilfried LOTH, Raymond POIDEVIN (Hg.), Institutions européennes et identités européennes (Organisation internationale et relations internationales, 1), Brüssel 1998, S. 435–447. Vgl. Bruno RIONDEL, Affirmation du Parlement européen et émergence d'une identité européenne, des années soixante à nos jours, in: ibid., S. 295–306 und Achim TRUNK, Europa, ein Ausweg. Politische Eliten und europäische Identität in den 1950er Jahren, München 2007.

⁴⁵ Wolfgang SCHMALE, Geschichte Frankreichs, Stuttgart 2000, S. 381.

Dennoch machte bereits Ende der 1970er Jahre das Wort von der »Euro-Sklerose« die Runde⁴⁶. Tatsächlich prägten die folgenden Jahrzehnte auch eine starke Desillusionierung und ein ausgesprochenes Krisenbewußtsein: Desillusionierung angesichts des Scheiterns aller Hoffnungen auf einen entscheidenden europapolitischen Durchbruch – ein Gefühl, das ungeachtet der Dynamik des Integrationsprozesses in den 1990er Jahre bis heute andauert. Diese europapolitische Enttäuschung ging zudem seit Mitte der 1970er Jahre angesichts einer neuen Weltwirtschaftskrise mit tiefgreifenden Zweifeln an den politischen wie ökonomischen Handlungs- und Steuerungsmöglichkeiten moderner Industriestaaten einher. Auch diese Entwicklung hält letztlich bis heute an, und sie begründet die Skepsis vieler Menschen gegenüber den europäischen Institutionen und Regelungsmechanismen⁴⁷.

Ein Blick in den Kalender belegt zusätzlich die Aktualität der Pariser Konferenz und damit auch dieses Tagungsbandes: Genau ein Jahr zuvor, am 29. Mai 2005, hatte die französische Bevölkerung den EU-Verfassungsvertragsentwurf abgelehnt. Hierfür gab es viele Gründe, darunter etliche, die mehr mit der Innen- als mit der Außen- und Europapolitik des Landes zu tun hatten⁴⁸. Insofern ist die Sorge vor einer spezifischen »Europhobie« (Pierre Mauroy) der Franzosen vielleicht übertrieben; gleichwohl zeugt das Ergebnis des Referendums auch von einer verbreiteten – längst nicht nur auf Frankreich begrenzten – ambivalenten Einstellung zur Einigung unseres Kontinents: Zum einen hat die europäische Integration gerade in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten beeindruckende Fortschritte gemacht, zum anderen war im gleichen Zeitraum aber auch eine überraschende Rückbesinnung auf die Nation zu verzeichnen, ja eine Wiederkehr des Nationalismus und in Teilen des ehemaligen Ostblocks sogar des

⁴⁶ Joachim SCHILD, *National v. European Identities? French and Germans in the European Multi-level System*, in: *Journal of Common Market Studies* 39 (2001), S. 331–351; Gerhart BRUNN, *Die Europäische Einigung von 1945 bis heute*, Stuttgart 2002, S. 179–227; Franz KNIPPING, Rom, 25. März 1957. *Die Einigung Europas*, München 2004, S. 156–217; DERS., Matthias SCHÖNWALD (Hg.), *Aufbruch zum Europa der zweiten Generation. Die europäische Einigung 1969–1984*, Trier 2004.

⁴⁷ Gabriele METZLER, *Am Ende aller Krisen? Politisches Denken und Handeln in der Bundesrepublik der sechziger Jahre*, in: *Historische Zeitschrift* 275 (2002), S. 57–103; DIES., *Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft*, Paderborn u.a. 2005, S. 347–418; Margit SZÖLLÖSI-JANZE, *Wissensgesellschaft – ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte?*, in: Hans Günter HOCKERTS (Hg.), *Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts*, München 2004, S. 277–305, hier S. 292–299; Alexander NÜTZENADEL, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974*, Göttingen 2005, S. 307–352. Für die entsprechende Debatte auf transnationaler westlicher Ebene vgl. Alexander SCHMIDT-GERNIG, *Scenarios of Europe's Future – Western Future Studies of the Sixties and Seventies as an Example of a Transnational Public Sphere of Experts*, in: *Journal of European Integration History* 8 (2002) 2, S. 69–90.

⁴⁸ Flash Eurobaromètre. *La Constitution européenne: sondage post-référendum en France* (= Flash Eurobaromètre 171, Juin 2005); *Quatre scénarios pour L'Europe ...*, hg. von Friedrich-Ebert-Stiftung Paris/Fondation Jean-Jaurès, Paris 2005. Praktische Vorschläge zur Verbesserung der EU-Akzeptanz nicht nur in Frankreich unterbreiten Martin KOOPMANN, Lucas DE-LATTRE, *Faire aimer l'Europe. Trois idées simples pour réconcilier les citoyens avec les ambitions de la construction européenne*, in: *Le Figaro* vom 7.6.2005.

Ethnozentrimus, also von Phänomenen, die längst überwunden schienen und die an alteuropäische Konfliktlinien sowie die Selbsterstörung des Kontinents in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gemahnen⁴⁹. Dazu paßt eine insbesondere in Westeuropa verbreitete Europa-Skepsis. Sie belegt, daß sich die einstmalig kongruenten Sphären des (west)europäischen Integrationsprozesses – die politische einerseits und die gesellschaftliche andererseits – mittlerweile deutlich auseinander entwickelt haben: So selbstverständlich die meisten Menschen in den EU-Mitgliedstaaten heute die Dividenden der europäischen Integration einstreichen – also die Möglichkeit zum grenzenlosen Reisen, Studieren und Arbeiten –, so schnell strafen sie die Gemeinschaft für die ökonomischen Folgen einer globalisierten Wirtschaft ab.

Anderen wiederum scheint gerade die Globalisierung ab sofort der einzig sinnvolle neue Kompaß: Der britische Kulturhistoriker Peter Burke beispielsweise hat kürzlich die Versuche zur Schaffung einer europäischen Identität ironisiert und prophezeit, daß zukünftig nur noch Lokales und Globales dominieren und sich partiell miteinander vermischen werden⁵⁰. Für diese Annahme spricht zweifellos einiges – vor allem die wachsende weltweite Verflechtung; anderes – die erwähnte Wiederentdeckung von Ethnie und Nation – widerspricht ihm hingegen. Überdies ist mit einem solchen Szenario noch nicht die Frage beantwortet, ob aus solcher Globalisierung auch Stabilität – innergesellschaftlich wie international – erwachsen kann. Benötigen private lokale sowie nationale Identität und professionelle globale Orientierung nicht doch eine Vermittlungsinstanz, wenn man nicht gefährlichen Reaktionen, wie dem Wiederaufstieg ausgrenzender Ideologien, den Boden bereiten will? Eine gemeinsame europäische Identität, vor deren Hintergrund die eigene lokale und nationale Herkunft zwar durchaus Bestand hätte, aber nur noch als ein regionaler Unterschied begriffen würde, könnte vielleicht ein solches notwendiges Zwischenglied in der Orientierungskette sein.

Den Auftakt dieses Tagungsbandes bildet der Beitrag von Wilfried Loth über »Europäische Identität und europäisches Bewußtsein«: Grundsätzlich, so führt Loth unter Bezug auf Erkenntnisse der Individualpsychologie aus, sei die Identität eines Individuums oder eines Gemeinwesens weder etwas Abgeschlossenes noch etwas Statisches, sondern das Resultat vergangener Identifizierungsprozesse, die sich je nach Kontext unterschiedlich auswirkten. Zudem betont er, daß Menschen immer gleichzeitig mehreren Gruppen angehören und damit problemlos unterschiedliche Identitäten annehmen könnten. Dies gelte auch für die Verbindung von regionaler, nationaler und europäi-

⁴⁹ Dan DINER, An der Jahrhundertwende. Über Periodisierungsfragen und Deutungsachsen, in: Europa-Archiv 12/1996, S. 3–10; DERS., Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung, München 1999. Vgl. auch Reiner MARCOWITZ, 50 ans de traités de Rome. Rétrospective et perspectives, in: Martin KOOPMANN, Stephan MARTENS (Hg.), L'Europe prochaine. Regards franco-allemands sur l'avenir de l'Union européenne, Paris 2007, im Druck (dt.: 50 Jahre Römische Verträge – Rückblick und Ausblick, in: Martin KOOPMANN, Stephan MARTENS [Hg.], Das kommende Europa. Deutsche und französische Betrachtungen zur Zukunft der Europäischen Union, Baden-Baden 2007).

⁵⁰ Peter BURKE, Globale Identitäten aus der Sicht eines Historikers. Drei Szenarios für die Zukunft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 12 (2002), S. 26–30, hier S. 27.

scher Identität. In Anlehnung an Robert Frank plädiert er überdies dafür, die Begriffe »europäische Identität« und »europäisches Bewußtsein« zu unterscheiden: Ersterer stehe für das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer europäischen Zivilisation, wobei hier mittlerweile durchaus von einer Europäisierung gesprochen werden könne, nämlich der Herausbildung einer europäischen Gesellschaft und Öffentlichkeit; letzteres impliziere hingegen zusätzlich das Wissen um die Notwendigkeit, Europa zu schaffen, also den Kontinent auf Kosten der traditionellen Nationalstaaten zu einen. Allerdings trete die »europäische Konstruktion« nur in vordergründiger Betrachtung in Konkurrenz zu den Nationalstaaten, tatsächlich eröffne sie gemeinsame Handlungsspielräume gegenüber neuen ökonomischen und politischen Herausforderungen. Loth resümiert, daß nationale und europäische Identität erfreulicherweise mehr und mehr als komplementär aufgefaßt würden. Vor diesem Hintergrund plädiert er auch dafür, stärker als bisher in der Integrationsgeschichtsschreibung, dem Umstand Rechnung zu tragen, daß nicht die Staaten, sondern die Menschen Europa schaffen.

In spannendem Kontrast zur geschichtswissenschaftlichen Perspektive führen Tanja A. Börzel und Diana Panke anschließend in die äußerst rege politologische *Europeanization*-Forschung ein. Deren Ausgangspunkt sei die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen der Europäischen Union und ihren Mitgliedstaaten. Dabei könne dieser Prozeß aus einer »Frosch«-, einer »Vogel«- oder einer »integrierten« Perspektive betrachtet werden: Während erstere die Mitgliedsländer als Ursache des Wandels in der EU in den Mittelpunkt rücke, konzentriere sich die zweite genau umgekehrt darauf, inwieweit das integrierte Europa, d.h. dessen Institutionen und Verordnungen, die beteiligten Nationalstaaten verändert habe; letztere wiederum gehe von einem interaktiven Prozeß aus, der sowohl die Entstehung neuer Institutionen, politischer Prozesse und Politikprogramme auf der europäischen Ebene als auch deren Wirkung auf der mitgliedstaatlichen Ebene umfasse. Alle drei Zugänge, so Börzel/Panke, können erklären, welche Bedeutung Europa zukomme, und wie weit demnach auch die Europäisierung der EU-Mitglieder fortgeschritten sei. Europäisierung bezeichne dabei – je nach Perspektive – den Einfluß der Mitgliedstaaten auf die EU-Institutionen (»Froschperspektive«) oder die homogenisierende Wirkung, die die europäische Bürokratie auf die einzelnen EU-Mitgliedstaaten sowie deren Angehörige ausübe (»Vogelperspektive«). Ausgehend von der »Vogelperspektive« prüfen sie anschließend unterschiedliche theoretische Erklärungsansätze daraufhin, inwiefern sie die Rolle der EU bei der Bildung einer europäischen Identität erfassen können, und illustrieren diese Modelle anhand einiger quantitativer und qualitativer Arbeiten zu Identitätsbildung und -wandel. Schließlich argumentieren sie, daß sich Europäisierung beileibe nicht in allen Staaten gleich stark bemerkbar mache und keineswegs zur Konvergenz nationaler Identitäten hin zu einer uniformen europäischen Identität führe. Vielmehr komme sie immer in unterschiedlichen nationalen Farben einher. Abschließend halten Börzel/Panke fest, daß der Unterschied zwischen Europäisierung einerseits und Amerikanisierung oder Globalisierung andererseits vor allem darin bestehe, daß der Effekt der Europäisierung auf die EU-Staaten durch die Möglichkeit der rechtlichen Durchsetzung von Verordnungen ungleich höher einzuschätzen sei als jener der übrigen hier erörterten transnationalen Einflüsse.

Amerikanisierung/Westernisierung stehen dann im Mittelpunkt des Beitrags von Eckart Conze. Für ihn bezeichnet Amerikanisierung einen Diskurs des 20. Jahrhunderts und eine Chiffre für den von den USA ausgehenden Transfer unterschiedlicher ökonomischer, politischer und kultureller Entwicklungen. Dabei würden zumindest in der zeitgenössischen Wahrnehmung oft Prozesse subsumiert, die eher einer allgemeinen Modernisierung, denn einem spezifischen amerikanischen Einfluß geschuldet seien. Zudem laufe Amerikanisierung immer vor einem bestimmten nationalen Hintergrund ab und sei dementsprechend stets von nationalen Faktoren beeinflusst. Dem versuche der jüngere Begriff der »Kreolisierung« Rechnung zu tragen. Betrachte man den Zeitraum nach 1945, dann umfasse das Konzept, so Conze unter Bezug auf den Soziologen Heinz Bude, vier Dimensionen: Erstens die Ausrichtung der westlichen Staaten an den USA als politischer Führungsmacht; zweitens die Stilisierung der amerikanischen Gesellschaft zum nachahmenswerten Modell; drittens die Instrumentalisierung von Amerikabildern, wobei die amerikanische Realität hinter Schreckensszenarien wie Wunschvorstellungen bezüglich einer zukünftigen Gesellschaft zurücktrete; viertens die Angleichung von Konsum und Konsumverhalten. Westernisierung – im Gegensatz zu Amerikanisierung ein rein analytisches Konstrukt – umschreibe, so Conze, hingegen keinen einseitigen Transfer von den USA nach Europa, sondern eine europäisch-atlantische Annäherung im Zuge eines interkulturellen Austausches, der letztlich bereits im späten 18. Jahrhundert eingesetzt und zur Bildung einer gemeinsamen Werteordnung geführt habe. Dieser Transfer wurde nach dem Zweiten Weltkrieg stark von den USA beeinflusst, was zur Überschneidung der Konzepte Westernisierung und Amerikanisierung führe, jedoch nicht zur Kongruenz. Ebenso seien für die Zeit nach 1945 Europäisierungsprozesse analytisch mit dem Westernisierungsansatz zu verknüpfen. Überdies plädiert Conze dafür, das bisher vor allem auf Westdeutschland angewandte Westernisierungskonzept auch auf andere westeuropäische Gesellschaften nach 1945 zu übertragen und fragt, inwieweit der Begriff der »Atlantischen Gemeinschaft« die unterschiedlichen Dimensionen von Wandlungsprozessen in den Staaten und Gesellschaften beiderseits des Nordatlantiks nach 1945 erfassen könne.

Niels P. Petersson rundet die kritische Musterung unterschiedlicher theoretischer Konzepte zur Erfassung transnationaler Prozesse mit seiner Vorstellung des Globalisierungs-Ansatzes ab: Dieser könne, so Petersson, hauptsächlich durch drei Merkmale charakterisiert werden – durch die Tradition der seit der Frühen Neuzeit bestehenden globalen Interdependenzen; als Beschreibung der Prozeßhaftigkeit von Verhältnissen, die in stetem Wandel begriffen seien; als Sammelbegriff für unterschiedliche Einzelprozesse. In Anlehnung an ethnologische und soziologische Methoden plädiert er dafür, sich der Globalisierung als einem Phänomen »von unten« mit dem Ziel einer »Verflechtungsgeschichte« zu nähern: Es sollten nicht das Ganze dieses Prozesses, sondern die verschiedenen Netzwerke der einzelnen Transaktionen und internationalen Beziehungen in ihrer Prozeßhaftigkeit betrachtet werden. Auch verweist er darauf, daß Globalisierung einerseits, Amerikanisierung, Verwestlichung oder Europäisierung andererseits sich zwar formal insofern ähnelten, als sie gleichermaßen analytische wie polemische Begriffe seien, indes inhaltlich weder deckungsgleiche noch konkurrierende Konzepte darstellten: Globalisierung beziehe sich auf die Dichte und Reichweite

sozialer Beziehungen, nicht aber auf deren Inhalte, weswegen sie auch nicht mit außenwirtschaftlicher Liberalisierung gleichgesetzt werden könne. Dementsprechend könne beispielsweise Amerikanisierung in einem bestimmten Zeitraum durchaus ein Merkmal von Globalisierungs-Prozessen sein. Im Hinblick auf das Verhältnis von Globalisierung und Europäisierung sei überdies zu bedenken, daß das, was heute von manchem als von außen aufgezwungene – wirtschaftsliberale – Globalisierung wahrgenommen werde, tatsächlich oft von den nationalen Regierungen direkt oder über den Umweg »Brüssel« ins Werk gesetzte europäische Wettbewerbspolitik sei. Gleichwohl unterscheide sich die Globalisierung von den übrigen genannten transnationalen Einflüssen dadurch, daß sie im Gegensatz zu Amerika, Europa oder dem »Westen« kein positives Identifikationspotential biete. Dies liege auch daran, daß ihr eine Linearität, Totalität und Zwangsläufigkeit unterstellt werde, die es zumindest in der wissenschaftlichen Analyse durch die Betonung ihrer Komplexität sowie der sozialen wie geographischen Reichweite bestehender Interdependenzverhältnisse zu relativieren gelte.

Den theoretisch-konzeptionellen Erörterungen folgen empirische Untersuchungen einzelner Sektoren französischer Politik und Gesellschaft. Den Auftakt bildet eine Analyse der französischen Diplomatie von Georges-Henri Soutou: Nach dem Zweiten Weltkrieg habe Frankreich versucht, an seine traditionelle internationale Rolle als klassische europäische Groß- sowie Kolonialmacht anzuknüpfen. Dennoch habe sich die französische Außenpolitik durch die Blockbildung und den Kalten Krieg sowie die damit notwendige innerwestliche Abstimmung langsam institutionell wie substantiell multilateralisiert und damit tendenziell auch amerikanisiert und europäisiert. Allerdings habe die internationale Zusammenarbeit in der Regel vorrangig hergebrachten nationalen Interessen gedient – im globalen Maßstab der Erhaltung einer Weltmachtrolle trotz des dominanten Bipolarismus und im europäischen Rahmen der andauernden Kontrolle des erstarkenden (West-)Deutschlands. Von einer echten Modernisierung der französischen Diplomatie lasse sich erst in der Zeit der Präsidentschaft Georges Pompidous sprechen: Pompidou habe mehr als andere die Tendenz zur Globalisierung der Diplomatie erkannt und mit der Frankophonie einen Kontrapunkt zur bipolaren Blockpolitik zu setzen versucht. Unter Valéry Giscard d'Estaing verstärkten sich diese globale Ausrichtung des Landes ebenso wie dessen Mitarbeit im Rahmen der westeuropäischen Integration. Diese Tendenzen setzten sich unter François Mitterrand fort, der zusätzlich eine engere Kooperation mit den Entwicklungsländern anstrebte. Der Fall der Berliner Mauer und der Zusammenbruch des Ostblocks habe dann das Koordinatensystem der französischen Außenpolitik ebenso wie das Organigramm des Quai d'Orsay tiefgreifend verändert: Ungeachtet ihrer andauernden amerikakritischen Vorbehalte habe sich die französische Diplomatie heute multilateralisiert vor allem im europäischen Rahmen. Diese Entwicklung werde durch die beschleunigte Globalisierung noch verstärkt. Nach der Ablehnung des EU-Verfassungsvertrages, so Soutou in einem Ausblick, könne allerdings nur die Zukunft erweisen, ob die französische Diplomatie doch noch versucht sei, das Modell des klassischen souveränen Nationalstaats zu »recyclen«, oder ob sie sich nun endgültig einer multilateralen europäischen Konzeption öffne und mit der hergebrachten zwischenstaatlichen Diplomatie breche.

Gibt es noch eine spezifisch französische Identität im Bereich der Wirtschaft? Diese Frage stellt Jean-François Eck in seinem Beitrag. Eine Antwort hierauf sucht er in einer Analyse von Akteuren, Strukturen und Leistungen der französischen Wirtschaft. Seine Bilanz: Die Akteure in Form privater Unternehmen seien in immer stärkerem Maße ausschlaggebend und agierten gleichzeitig zunehmend international, der Trend zu Modernisierung – teilweise nach amerikanischem Vorbild – und globalem Wettbewerb habe sich auch in Frankreich durchgesetzt, und die Absprachen sowie staatlichen Regulierungen vergangener Jahrzehnte seien – nicht zuletzt unter dem Einfluß europäischer Institutionen – verschwunden. Strukturell habe sich das Verhältnis der drei großen Wirtschaftsbereiche (Landwirtschaft, Dienstleistung und Industrie) in Frankreich verschoben: Sei früher noch die Landwirtschaft der entscheidende Wirtschaftsfaktor gewesen, so nehme diesen Platz heute der Dienstleistungssektor ein. Was die Leistung angehe, d.h. Wachstum, Effizienz und globale Präsenz der französischen Wirtschaft, sei festzustellen, daß Frankreich in den letzten Jahrzehnten von seiner wachsenden transnationalen Einbindung in punkto Exportsteigerung, Produktivität und Unternehmensführung profitiert habe, deshalb aber auch stärker als zuvor in europäische und weltweite Wirtschaftszyklen einschließlich deren Krisenphasen eingebunden sei. Zusammenfassend konstatiert Eck, daß das spezifisch »französische Modell« einer verwalteten Wirtschaft, die gegenüber der Außenwelt abgeschottet gewesen sei, im Zuge von Amerikanisierung, Europäisierung und Globalisierung mittlerweile verschwunden sei, wobei für ihn ungeachtet aktueller ökonomischer Krisendiskurse, die Chancen dieses Prozesses die Risiken überwiegen.

Pascal Ory untersucht anschließend die Amerikanisierung der französischen Kultur auf drei Ebenen – jener der Zeichen, jener des Prozesses und schließlich jener der Debatte über das Phänomen: Schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts seien die Begriffe »amerikanisieren« und »Amerikanisierung« in Frankreich abwertend im Zusammenhang mit Materialismus und Modernität verwendet worden. In der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts aber habe es das Trio von Film, Jazz und Comics vermocht, auch den europäischen Kultur- und Wirtschaftsraum zu erobern. Nach dem Zweiten Weltkrieg hätte sich diese Entwicklung weiter fortgesetzt und noch verstärkt: Nun hielten beispielsweise auch die Rockmusik, das Fernsehen und die Science-fiction ihren Siegeszug. Mit Hilfe des technischen, wirtschaftlichen und politischen Einflusses der USA entstand eine Massenkultur, die heute allgemein das Alltagsleben des »homo occidentalis« oder auch »homo globalis« – seine Ernährungsgewohnheiten, seine Kleidung, seine Unterhaltungsgewohnheiten – präge und in der Amerika nach wie vor die entscheidende Referenzgröße darstelle. Insofern sei auch die Amerikanisierung Frankreichs kein Mythos. Allerdings gäbe es Nischen, wie Tanz, Literatur, zeitgenössische Musik und Theater sowie einige Universitätsfächer, die sich dem teilweise erfolgreich verschlossen, sowie individuelle oder kollektive Bestrebungen, gewisse Bereiche, am erfolgreichsten den der Comics, zu »ent-amerikanisieren« und in anderen Bereichen zumindest Widerstand, auch mit protektionistischen Mitteln, zu leisten. Hinzu träten Fälle eines Re-Imports ursprünglich europäischer Produkte ebenso wie die Tatsache, daß die Amerikanisierung in den 1960er Jahren gerade auch in den USA selber gegeißelt wurde oder daß verschiedene französische Mittler der Amerikanisierung, wie Marcel Duhamel oder Boris Vian, gleichzeitig

Kritiker dieser Entwicklung waren. Insofern, so Orys Resümee, zeige eine vertiefte Analyse die Komplexität und Mehrdeutigkeit des Phänomens, das keineswegs einem einseitigen und linearen amerikanischen Kulturtransfer gleichkomme und zudem sehr oft auch Züge von Anglisierung, Globalisierung oder Modernisierung trüge.

Amerikanisierung, so lautet denn auch die These des abschließenden Beitrags von Robert Frank, sei ein kulturelles Phänomen, das sich auf gesellschaftlicher Ebene durchgesetzt habe: Der massive Transfer soziokultureller Praktiken und die Einführung amerikanischer Produkte – Fernsehen, Kühlschrank, Auto oder Waschmaschine – habe die französische Gesellschaft seit den 1950er und 1960er Jahren stark verändert. Allerdings wirft Frank die Frage auf, ob dieser Wandel nun als spezifische Amerikanisierung oder als generelle Modernisierung oder Verwestlichung zu bezeichnen sei bzw. in welcher Beziehung die verschiedenen Phänomene zueinander stünden. Generell habe es sich um einen keineswegs linearen, sondern komplexen, mehrseitigen Prozeß gehandelt, der nationalspezifische Variationen der Akkulturation, des Transfers und der Wechselbeziehung zeige. Zudem sei die Amerikanisierung in der französischen Gesellschaft stets ambivalent betrachtet worden: Einerseits öffnete sich das Land vor allem aus wirtschaftlichen Gründen – nicht zuletzt in der Ära de Gaulle –, andererseits empfand man dies als latente oder sogar manifeste Bedrohung der eigenen Identität – gerade in den Jahren 1958 bis 1969. Bis heute sei die Dialektik zwischen starker Amerikanisierung der Gesellschaft bei gleichzeitiger mentaler Distanz zu den USA ein französisches Spezifikum zumindest in Europa. Deshalb sei die Europäisierung bereits seit dem 19. Jahrhundert, ergänzt durch die »Euisierung« nach 1950 immer ein wichtiges Zwischenglied zwischen nationaler und transnationaler Ausrichtung, einschließlich der Amerikanisierung, gewesen – eine Funktion, die allerdings mittlerweile verloren gegangen sei: Das Ende der »Trente Glorieuses« im Zuge der neuen Weltwirtschaftskrise seit Mitte der 1970er Jahre habe auch das Ende des klassischen und spezifischen europäischen Sozialstaats markiert, allerdings nicht zu Gunsten einer weiteren Amerikanisierung; vielmehr seien die aktuellen Reaktionen auf die Krise, wie wachsende Deregulierung, wirtschaftsliberale Konkurrenz oder neue Unternehmensstile, eher Zeichen einer umfassenderen Globalisierung. Gleichwohl herrschte gerade in Frankreich noch lange Zeit die Hoffnung auf einen europäischen Weg aus der Krise mit Hilfe einer wirtschaftspolitischen Europäisierung oder »Euisierung«. Das französische »Non« zum EU-Verfassungsvertrag vom Mai 2005 belegt für Frank, daß eine Mehrzahl der Franzosen sich in dieser Hoffnung getrogen fühle. Gleichwohl stehen für ihn in Frankreich weder die europäische Identität noch die bisher bereits eingetretene Europäisierung grundsätzlich zur Disposition, wohl aber das »Wie« der europäischen Akkulturation angesichts der durch die Globalisierung bedingten neuen weltwirtschaftlichen Herausforderungen.

Eine einzelne Tagung und ein daraus entstehender Sammelband vermögen natürlich nicht erschöpfend ein so komplexes Thema wie das Zusammenspiel von nationaler Identität in Frankreich und den hierauf vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg einwirkenden transnationalen Einflüssen von Amerikanisierung, Europäisierung und Globalisierung erörtern. Wohl aber können sie die einschlägige Forschung animieren und gleichzeitig sensibilisieren für Chancen wie Risiken bestimmter Vorgehensweisen. In

dieser Hinsicht hat die Pariser Tagung gerade wegen der Pluralität ihrer Ansätze und Methoden – politikwissenschaftliche, politikgeschichtliche, wirtschaftshistorische, kultur- und mentalitätsgeschichtliche – neben etlichen Detailkenntnissen auch drei generelle Feststellungen ermöglicht:

Erstens laufen die bisherigen Konzepte von Amerikanisierung/Westernisierung, Europäisierung und Globalisierung Gefahr, daß sie unverbunden nebeneinander stehen, anstatt sich sinnvoll zu ergänzen. Es mag eine Eigenart des Wissenschaftsbetriebes sein, daß neue Ansätze immer mit einem intoleranten Exklusivitätsanspruch daherkommen – eine Tendenz, die durch die verschärfte Konkurrenz um immer knappere materielle Ressourcen gegenwärtig noch verstärkt wird. Vielleicht ist es aber auch nur eine notwendige Etappe in der Wissenschaftsentwicklung, daß ein neues Paradigma sich gegenüber etablierten Ansätzen zunächst einmal apodiktisch Gehör verschaffen muß und erst danach ein gewachsenes Selbstbewußtsein erlaubt, sich auch wieder zu öffnen für Diskussion und Kooperation jenseits des eigenen Ansatzhorizontes. Es wäre zu wünschen, letztere Interpretation träfe zu und die notwendigen Brückenschläge würden nunmehr vollzogen, denn bei objektiver Betrachtung wird man kaum umhin können, die Frage nach der spezifischen Art von Integration und Transfer – im europäischen, transatlantischen und globalen Kontext – ebenso national wie sektoral und zeitlich zu differenzieren. Folglich müssen auch die entsprechenden Forschungskonzepte kombiniert und nicht voneinander separiert werden.

Zweitens müßte gleichzeitig eine andere Zersplitterung überwunden werden, die vor allem mit Blick auf die europäische Integrationsforschung auffällt, in abgeschwächter Form aber auch für Amerikanisierungs-, Westernisierungs- und Globalisierungsforschung gilt, nämlich die Abgrenzungen zwischen politikgeschichtlichen Untersuchungen, sozialhistorischen Studien und kultur- bzw. mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten. Tatsächlich sollten Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur als kommunizierende Röhren, also als interdependent, verstanden werden – ein Ansatz, den die internationale und die transnationale Geschichte ja mittlerweile generell verfolgen⁵¹.

Drittens sollten die unterschiedlichen Transnationalisierungsprozesse weniger teleologisch als bisher aufgefaßt und dargestellt werden. Vielmehr kennzeichnen diese unleugbaren transnationalen Einflüsse vielfältige Ambivalenzen, Begrenzungen und Brüche, wie die aktuelle Krise des EU-Verfassungsgebungsprozesses und die ungebrochene sozialintegrative Kraft von Nation und Nationalstaat eindrucksvoll belegen.

⁵¹ Vgl. LOTH, OSTERHAMMEL (Hg.), *Internationale Geschichte* (wie Anm. 24); Eckart CONZE, Ulrich LAPPENKÜPER, Guido MÜLLER (Hg.), *Geschichte der internationalen Beziehungen. Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin*, Köln 2004; Sebastian CONRAD, Jürgen OSTERHAMMEL (Hg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*; Göttingen 2004; Kiran Klaus PATEL, *Nach der Nationalfixiertheit. Perspektiven einer transnationalen Geschichte*, Berlin 2004; Reiner MARCOWITZ, *Von der Diplomatiegeschichte zur Geschichte der internationalen Beziehungen. Methoden, Themen, Perspektiven einer historischen Teildisziplin*, in: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 32/3 (2005), S. 75–100; Gunilla BUDDE, Sebastian CONRAD, Oliver JANZ (Hg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006. Zur Entwicklung transnationaler Geschichtsschreibung vgl. auch das Fachforum *Geschichte.transnational* (<http://geschichte-transnational.clio.online.net>).

Diese Phänomene, die sich aus dem Spannungsverhältnis zwischen hergebrachter nationaler Ausrichtung und neuer transnationaler Orientierung ergeben, müßte man stärker untersuchen. Tatsächlich ist die traditionelle nationale Identität heute durch »multiple« und »hybride« Identitäten abgelöst worden, wobei es den jeweiligen Mischungsverhältnissen alter nationaler und neuer transnationaler Elemente nachzuspüren gilt. Das verlangt eine national- und sektoral-, aber auch gruppenspezifische Analyse, die überdies gegebenenfalls unterschiedliche Transnationalisierungskonzepte kombiniert. Hierfür wiederum wäre ein noch stärkerer innerfachlicher und interdisziplinärer, aber auch internationaler Austausch zwischen den interessierten Spezialisten nötig. Der vorliegende Band trägt dazu vielleicht bei; so ist zumindest die Hoffnung des Herausgebers. Der weiteren Forschung mag überdies ein Motto dienen, das Georges-Henri Soutou bereits der Pariser Tagung am 29. Mai 2006 mit auf dem Weg gab: »C'est un challenge«: Ein treffendes Bonmot – und ganz nebenbei auch ein schöner Beleg für die bereits eingetretene Transnationalisierung selbst der französischen Sprache.

Dieser Band wie auch die ihm vorangegangene Tagung hätten nicht ohne die Hilfe zahlreicher Menschen entstehen können: Zu Beginn stand eine Einladung, die Gastdozentur 2005/06 des Deutschen Historischen Instituts zu übernehmen. Hierfür sei dem Direktor des DHIP, Prof. Dr. Werner Paravicini, noch einmal herzlich gedankt. Ebenso ihm aber auch der ganzen Equipe des Hauses für ein sowohl wissenschaftlich inspirierendes als auch menschlich bereicherndes Jahr im schönen Hôtel Duret-de-Chevy. Eine der vornehmsten Pflichten des Gastdozenten am DHIP ist, ein Atelier durchzuführen. Tatsächlich stellt diese Aufgabe letztlich nur ein weiteres Geschenk des Hauses an seinen Gast dar, denn dieser erhält hierdurch die Gelegenheit, sich in völliger Freiheit und Unabhängigkeit kompetente Kolleginnen und Kollegen zu einem selbstgewählten Thema einzuladen. Überdies profitierte die Tagung vom 29. Mai 2006 von der professionellen logistischen Unterstützung durch zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses unter der ebenso charmanten wie effektiven Führung von Karin Förtsch. Ihr und der ganzen Konferenzmannschaft gilt noch einmal ein herzlicher Dank. Gleichzeitig sei auch der Fondation Robert-Schuman (Paris), insbesondere Pascale Joannin, sowie der Friedrich-Ebert-Stiftung (Berlin) und ihrem Pariser Repräsentanten, Dr. Winfried Veit, für ihre finanzielle Unterstützung gedankt, die half, bestehende »Sprachbarrieren« mittels einer Simultanübersetzung zu überwinden. Natürlich gilt ein ganz besonderer Dank sowohl den Präsidenten der beiden Sektionen der Tagung, Prof. Dr. Rainer Hudemann (Universität des Saarlandes) und Prof. Dr. Jean-Paul Cahn (Paris IV), als auch den Referentinnen und Referenten nicht nur für ihre Konferenzbeiträge, sondern auch die Bereitschaft, diese für den vorliegenden Band noch einmal zu erweitern und zu überarbeiten. Niederschrift und technische Herstellung dieses Buches profitierten von der engagierten und kenntnisreichen Betreuung durch Veronika Vollmer am DHIP sowie dem Lektorat des Oldenbourg Verlags. Auch ihnen sei sehr nachdrücklich gedankt.

RÉSUMÉ FRANÇAIS

Il ne fait aucun doute qu'il y ait eu, dans l'hémisphère occidental après 1945, une homogénéisation idéelle et matérielle de plus en plus forte. Aujourd'hui seules sa définition précise et les recherches qu'elle suscite sont encore sujets à controverse. Plusieurs concepts sont en concurrence pour la souveraineté terminologique: «américanisation», «occidentalisation», «européanisation» et «mondialisation». Chacun de ces termes possède de fortes potentialités, mais, utilisé seul, n'est pas suffisant. En conséquence, ces concepts jusque-là en grande partie séparés doivent être combinés et, par la même occasion, des concepts relevant de l'histoire politique, sociale, culturelle ou de l'histoire des mentalités doivent être plus fortement associés, d'autant plus que, dans la recherche sur la pénétration transnationale et la transformation de pays après 1945, toute discussion visant à la primauté mène à l'erreur. Ces processus de transformation devraient également être présentés et interprétés de manière moins téléologique, et l'on devrait plutôt se pencher plus intensément sur les relations conflictuelles – et en partie contradictoires – entre identités nationales traditionnelles et des nouveaux processus de transnationalisation. À l'examen concret de cette zone conflictuelle, la France est un exemple particulièrement enrichissant: malgré sa conscience nationale fortement marquée et ancrée historiquement, et la «mission civilisatrice» à laquelle la «grande nation» prétend jusqu'à aujourd'hui, celle-ci, en raison de sa faiblesse intérieure et extérieure, a dû, après 1945, admettre la nécessité d'une coopération internationale étroite, dans un cadre à la fois transatlantique et (ouest)-européen. Il est vrai qu'il existait toujours, au moins parmi les élites politiques, économiques et culturelles du pays, de violents ressentiments anti-américains. Ce qui n'a pas empêché la France de s'américaniser dans les domaines de la consommation, de la mode et des modes de vie. On peut, il est vrai, également parler d'une européanisation – parfois en concurrence avec l'américanisation – et cela dans les domaines de la politique ainsi que dans de nombreux secteurs de la société. Il faut aussi souligner que l'actualité et l'importance de la question sur les rapports de tension entre l'identité nationale et les influences transnationales sont prouvées par le fait que l'européanisation en France, comme dans d'autres pays de l'UE, contraste, surtout depuis quelques années, avec un scepticisme européen prononcé et des réserves croissantes vis-à-vis de l'approche technocratique de l'intégration européenne. On peut ajouter, à ce propos, que l'Union Européenne est surtout rendue responsable des conséquences socio-économiques d'une économie mondialisée. Il est nécessaire d'effectuer d'autres études de détail – à la fois dans un cadre national et dans un cadre comparatif international – qui combineront les différents concepts de transnationalisation et qui les différencieront au niveau national et sectoriel se référant à différentes tranches de la société – mais aussi au niveau de groupes spécifiques. Dans ce but, il serait nécessaire d'accentuer encore les échanges entre experts intéressés par ces questions, et ceci à la fois au niveau de la spécialité, au niveau interdisciplinaire et au niveau international.